

INGRID KRETZ

# Der Geschmack des Wassers

Der Hexenprozess  
von Dillenburg

SCM Hänssler

Der beginnende Tag leuchtete in solch betörenden Farben, als verheiße er den armen Bauersleuten endlich sorgloses Leben. Sonnenstrahlen vertrieben die letzten Empfindungen von nächtlicher Müdigkeit. Vereinzelt Schäfchenwolken schwebten, von blassblauem Nichts umgeben, über das erwachende Tal und dicht belaubte Wälder. In kühner Klarheit tanzte das erfrischende Wasser der Dietzhölze mit seinen Fischen durch den Wiesengrund. Einzig die Natur machte keinen Unterschied, für wen sie wärmte, blühte oder ihr kostbares klares Wasser verschwendete.

Magd Rosemi war meist die Erste, die in der Mühle wach wurde. Ihre Kammer grenzte an den Dachboden, wo das Heu gelagert wurde. Sie hatte bereits zu früher Stunde Wasser aus dem Dorfbrunnen geholt und den Eimer in die Küche gestellt.

Die winzige, vom Vorabend noch im Herd vorhandene Glut erweckte Barbara, die inzwischen in die Küche gekommen war, mit trockenen Reisern und dem Blasebalg zu neuem Leben. Wenn das Feuer wirklich mal ausging, ließ es sich leicht mit einem Zunderpilz wieder entfachen. Barbara erhitzte etwas Wasser in einem Kupferkessel auf dem Herd. Sie stellte ebenfalls ein Gefäß mit Milch auf die Gusseisenplatte, gab eine Prise Salz dazu und während die Milch zum Kochen kam, spülte sie einen Becher voller Buchweizen mit heißem Wasser ab. Den Buchweizen kippte sie in die heiße Milch auf dem Herd.

»Gott zum Gruße!«, sagte Rosemi und trat in die Küche. Sie war von robuster Gestalt, doch jahrzehntelange, schwere körperliche Arbeit hatte ihre Spuren hinterlassen. Durch ihren leicht gebeugten Gang wirkte sie kleiner, als sie tatsächlich war.

»Du bist ja heute Morgen besonders früh!«, sagte die Magd freundlich und band sich mit ihren schwieligen Händen geschickt die Haube um ihre ergrauten, geflochtenen Haare. Barbara lächelte. Sie mochte das sanftmütige Naturell von Rosemi, die trotzdem nie eines Mannes Weib geworden war. Sie hatte in verschiedenen Höfen als Magd ihren

Lebensunterhalt verdient und war seit zwei Jahren in der Mühle beschäftigt. Wenn sie darüber nachdachte, kam es Barbara vor, als ob Rosemi schon immer im Haus gelebt hatte. Ihr brauchte man nicht viel erklären, da sie einen wachen Blick für die Dinge hatte, die zu tun waren.

»Johannes schläft noch und ich werde gleich zum Waschplatz gehen«, sagte Barbara gut gelaunt und rührte unablässig im Topf, damit die Grütze nicht ansetzte. Sie nahm mit einem Löffel etwas Honig aus einem Tongefäß und ließ ihn in die heiße Milch tröpfeln. Schließlich stellte sie die fertige Grütze auf den Tisch und gab noch etwas Butter dazu.

Sie griff nach einem Tonbecher im Regal und schenkte sich vom kühlen Brunnenwasser ein. Durstig trank sie geradewegs den Becher leer. Während die Magd Löffel auf dem Tisch verteilte, lief Barbara ins Schlafgemach, um Melchior zu wecken.

Obwohl die Tür knarrte, schlief er mit ruhigen Atemzügen weiter und sein blondes Haar vermischte sich fast mit dem seines kleinen Sohnes, der unter der Bettdecke eng an ihn gekuschelt lag. Verträumt blieb Barbara am Bett stehen und genoss den Augenblick eines unfassbaren Glücksgefühls.

Wie froh war sie, mit Melchior einen Mann zu haben, der ihr in zärtlicher Weise zugetan war. Sie trat ans Bett und küsste ihn sanft. Dann flüsterte sie ihm etwas ins Ohr. Melchior räkelte sich und ein Lächeln huschte über sein schläfriges Gesicht. Mit einem unerwarteten Griff zog er seine überraschte Frau zu sich ins Bett.

»Psst!«, murmelte Barbara verschämt, deutete auf ihren kleinen Sohn und gluckste. Sie befreite sich widerstrebend aus der fordernden Umarmung ihres Mannes. »Es ist Waschtag, mein Lieber! Jetzt gibt es erst einmal Buchweizengrütze. Sie steht bereits dampfend auf dem Tisch!«

Mit einem großen Bottich voll fleckiger Wäsche machte sich Barbara wenig später zum Waschplatz am Bach auf. Ihr kleiner Bub würde bei der Magd im Haus bleiben. Er hatte nicht mitbekommen, als zuerst seine Mutter und etwas später Melchior das Schlafgemach verließen.

Barbara freute sich darüber, dass Johannes noch nicht wach war, denn sie konnte so ihre anstrengende Arbeit am Washtag flinker erledigen.

Ihr Weg führte an Wiesen vorbei, aus denen zwischen filigranen Gräsern Kornblumen und Löwenzahn ragten. Umsäumt von vielen Exemplaren der Gemeinen Wegwarte lagen die Fluren in betörender Ruhe um das kleine Dorf. Es scheint ein herrlicher Tag zu werden, dachte Barbara in heiterer Stimmung, bis sie kurz vor der Großen Brücke, über die man zur Eschenburg und zu den unzähligen Streuobstwiesen gelangte, ankam. Einige Frauen aus dem Dorf waren bereits dort mit Waschbrett und Pottasche zugange. Es würde nicht lange dauern, bis der stille Winkel von munterem Gekicher und Getratsche erfüllt sein würde. Als »Maulaffenplatz« bezeichnete Melchior den Treffpunkt argwöhnisch und runzelte immer die Stirn, wenn das Wort Washtag fiel.

Von Weitem sah Barbara ihre Schwester die Gasse herunterkommen, die an der Großen Brücke endete. Die Brücke war im Gegensatz zu den anderen Stegen im Wiesengrund aus Stein gebaut und etwas breiter. Lena unterschied sich im Äußeren sehr von der grazilen Barbara. Sie hatte eine stämmige Figur, ein pausbäckiges Gesicht und dunkelbraunes, glattes Haar, das sie zu Zöpfen geflochten und streng um ihren Kopf drapiert trug. Normalerweise schimmerte ihre Haut seidig, doch an diesem Tag schienen ihre Wangen eingefallen und standen in starkem Kontrast zu diesem verheißungsvollen Sommermorgen.

Besonders die dunkel geränderten Augen, die heute ausnehmend tief lagen, fielen Barbara sofort auf, als Lena seufzend ihren Korb abstellte.

»Gott zum Gruße, kleine Schwester«, lachte Barbara und küsste Lena auf die Wange. »Was machst du für ein Gesicht? Hast du dich mit deinem Mann gezankt oder macht der anstrengende Washtag dir jetzt schon zu schaffen, bevor er überhaupt begonnen hat?«, neckte sie. Lena senkte den Blick, kam ziemlich nah mit ihrem Kopf an Barbaras und flüsterte. »Erzähle ich dir unten am Wasser.« Sie deutete auf die Dorffrauen. »Die anderen sollen nichts mitbekommen.«

Natürlich hatte Barbara bereits bemerkt, dass vier Weiber tuschelnd zusammenstanden. Ein paar ihrer frechen Gören, eine andere Bezeichnung fand Barbara nicht für diese unerzogenen Kinder, tollten am Ufer des Baches herum. Barbara und Lena spürten die durchbohrenden Blicke der Weiber, riefen, innerlich widerstrebend, einen Morgengruß und gingen direkt zu einer abseits gelegenen Stelle am Ufer. Grußlos vorüberzugehen war unklug und hätte das Getratsche zusätzlich angestachelt. Grüßen gehörte zu den ungeschriebenen Gesetzen im Dorf. Es war eine der obersten Christenpflichten und wer es nicht tat, mit dem stimmte etwas nicht.

Noch bevor Lena erzählen konnte, was sie beunruhigte, rief eine gellende Stimme: »Habt ihr beiden kein schlechtes Gewissen? Wie viele Pferde wollt ihr noch umbringen, bis die Schindknechte euch holen?« Das Weib des Totengräbers stellte sich demonstrativ mit verschränkten Armen hin und zog die Korbflechterin am Ärmel. »Ihr Zauberischen!«, rief diese zornig. »Euch wird man noch das Handwerk legen!«

Regungslos blieb Barbara stehen und meinte, keine Luft mehr zu bekommen. Das konnte nicht wahr sein! Was erlaubten sich diese feisten Weiber aus dem Dorf? Sie wussten doch genau, was ihre Worte anrichten konnten.

Es war jetzt zwei Jahre her, dass sie und Lena mit drei anderen Frauen aus dem Dorf der Hexerei angeklagt worden waren. Sie hörte in ihren Gedanken immer noch die laute, fluchende Stimme der Stumpin bei ihrer Festnahme durch die gräflichen Diener. Das Wehklagen der stillen Kathrein und ihrer Tochter Greta hämmerte in ihrem Kopf. Sie dachte an ihre damals einundzwanzigjährige Schwester Lena, die sich versteckt hatte, während die Schindknechte nach ihr suchten.

Irgendjemand hatte sie verraten und man fand sie im Dreschschuppen. Lena war damals jung verheiratet und trug ihr erstes Kind unter ihrem Herzen. Verängstigt hatte sie sich den Anordnungen gefügt und erlitt durch die Aufregung kurz darauf eine kummervolle Fehlgeburt.

Zwei große, furchterregende Schindknechte in auffälliger Aufmachung und mit Hieb Waffen bestückt, waren damals gekommen,

um Barbara zur Befragung abzuholen. Als die Schindknechte sie am helllichten Tag mitgenommen hatten, war Melchior aus der Mühle gerannt und hatte starr vor Entsetzen in der Küchentür gestanden, unfähig, ein Wort zu sagen. Die angsterfüllten Augen von Johannes, der noch nicht gänzlich abgestillt war, würde Barbara nie vergessen. Stumm war der Junge in der Diele gestanden, während die Magd Anweisung bekam.

»Ruf die Amme!«, hatte Barbara noch angeordnet, während man sie abführte. Im Nachbardorf hatte es zu dieser Zeit eine Nährmutter gegeben, die man gegen Bezahlung zum Stillen des eigenen Kindes verpflichten konnte.

Barbara hingegen hatte in der Gefangenschaft gelitten, weil sie Johannes nicht stillen konnte. Die einschießende Milch glich perlmutt-farbenen Tränen, die sich in ihrer Brust sammelten. Sie hatte es nicht geschafft, die Milch restlos auszudrücken. Verzweifelt hatte sie die schmerzhaften Knoten gefühlt. Die sofort folgende Entzündung mit Fieber und Schüttelfrost war immer noch allgegenwärtig.

Die drei zum Tode verurteilten Frauen hatten oben auf dem Galgenberg unter den Schmähungen der Bevölkerung ein furchtbares Ende gefunden. Unzählige Schaulustige, auch aus angrenzenden Orten, hatten sich auf dem Galgenberg in Dillenburg eingefunden. Wer die Sterbenden nicht gut genug sah, machte seiner Verstimmung Luft und forderte lautstark bessere Sicht. Ganze Familien hatten zugesehen, als die Verurteilten vor dem Gang aufs aufgeschichtete Holz noch malträtiert worden waren und wunderten sich später, wenn einige Kinder die schaurigen Bilder als Abenteuer zu Hause nachspielten.

Sie und Lena hatten sich nach ihrem Freispruch sofort auf den Weg nach Hause gemacht. Der lange Fußmarsch über holprige Wege führte sie weg von dem Elend, und auf dem Heimweg konnten sie noch lange den aufsteigenden Qualm der Scheiterhaufen beobachten.

Barbara war dankbar, dass Rosemi schon seit längerer Zeit der gute Geist im Haus war. Damals, als Barbara das erste Mal der Hexerei bezichtigt wurde, hatte Melchior sie in seiner Not eingestellt. Die Magd war in ihrem Alter schon weit vorgerückt und sie ignorierte bis-

sige Bemerkungen der Dörfler, sie diene im Haus einer Zauberischen. Rosemi mochte das junge Ehepaar und war über jeden Zweifel erhaben. Melchior kannte sie von Kindesbeinen an und sie hielt ihn für einen aufrichtigen, tüchtigen Mann.

Die Weitzels waren bis zum ersten Prozess als treue und fromme Christenmenschen im Dorf bekannt gewesen. Was konnte Barbara auch dafür, dass ihre Mutter schon früh verstarb? Die Bürde, drei unmündige Kinder aufzuziehen, hatte ihr Vater Peter Theissen, genannt Petri, mit Besonnenheit getragen. Er hatte nicht, wie allgemein in solchen Fällen üblich, das nächstbeste Weib geheiratet, um die Versorgung seiner Kinder sicherzustellen. Es schien, als habe er seine Ehefrau sehr geliebt und ihren Tod nicht verwinden können.

Seine beiden Töchter halfen fleißig im Haushalt und Sebastian, der Älteste, ging schon früh nach Herborn in die Lehre beim Kuchenbäcker. Bald lernte er die Tochter des Glöckners kennen und blieb nach seiner Heirat in Herborn. Wenn es Peter Theissen zu viel wurde und er das Gefühl hatte, die Töchter müssten noch etwas dazulernen, brachte er sie manchmal wochenlang nach Gladenbach zu der Schwester seiner Frau, damit sie in der Haus- und Handarbeit unterrichtet wurden.

Selbst in der großen, fernen Stadt Frankfurt verbrachten sie einige Zeit bei Verwandten, im Hause einer Tuchhändlerin. Barbara und Lena trafen auf Bürgersleute, die einen anderen Dialekt sprachen, schritten regelmäßig über den Wochenmarkt und staunten immer wieder über die kunstvoll geschneiderten Gewänder der Bürgerinnen, den Amtssitz der Räte, den man dort Römer nannte, die schönen Handelshäuser, darunter das schlossähnliche Steinerne Haus und den großartigen Main, im Vergleich zu dem die Dietzhölze wie ein zarter Wasserstrahl erschien. Verwundert hörten sie die Geschichten, die die Tuchhändlerin über das Spital erzählte. Ein Haus, in dem Kranke gepflegt wurden, kannten sie nicht aus ihrer Heimat.

Am meisten beeindruckt waren sie von den regelmäßig besuchten Gottesdiensten in der Domkirche. Als Kind glaubte Barbara, so müsse es im Himmel sein, wenn die Gläubigen zur Ehre Gottes sangen. Unter den meisterhaften Deckenfresken schwoll der Gesang zu ohrenbe-

täubenden Harmonien an und der voluminöse Klang der Orgel jagte ihr wohlige Schauer über den Rücken.

Ehrfürchtig verharren die beiden Schwestern am geöffneten Fenster im Haus der Verwandten und lauschen, wenn in Frankfurt zu besonderen Gelegenheiten alle Glocken der Stadt gleichzeitig läuteten.

Wieder in Wissenbach zurück, erweckten ihre Schilderungen aus der großen Stadt Unmut und Kopfschütteln. Mehr als eine Glocke läuten zu hören war bisher nur einzelnen Menschen aus dem Ort vergönnt gewesen. Es kam den Dörflern mehr als seltsam vor. Nach den Überlieferungen der Ahnen wurde Glocken eine magische Gabe zugerechnet. Das wagte aber niemand laut auszusprechen. Man wusste nur, dass in der Heiligen Schrift keine Glocken erwähnt waren.

Barbara stand am Ufer des Baches und hatte das Gefühl, ein grauenhafter Albtraum hole sie ein.

»Lena, was bedeutet das?«, fragte sie entsetzt. »Was wollen die?«

Lena hatte Mühe, ihre Tränen zurückzuhalten. »Hast du noch nichts gehört? Es ist doch schon Dorfgespräch. Dem Cuntzen ist ein Pferd verendet! Meine Nachbarin hat es mir erzählt und mich schon gestern vorgewarnt. Sie hat mitbekommen, mit welchem Blick mich der Cuntzen verfolgte, als die gräfliche Kutsche ins Dorf kam. Von anderen hatte sie gehört, dass man uns beide in Verbindung mit dem kranken Ross vom Jeckelnhof bringt.«

»Oh Gott, ich bitte dich, hilf uns!«, schrie Barbara laut und voller Inbrunst. In ihrem Kopf pochte plötzlich ein Schmerz, der durch die grellen Sonnenstrahlen noch verstärkt wurde. Ein nicht kontrollierbares Beben überlief sie, von den Fingern über den Brustkorb, schlang sich durch ihren schmalen Leib, hinab bis in die Füße. Mit einer fahrigem Bewegung griff sie nach ihrem Wäschekorb. Ein eisiger Griff nach ihrem Herz legte sich wie ein zu eng geschnürtes Band um ihren Brustkorb.

»Komm! Lass uns anfangen, sonst ...« Sie hielt inne und sah ihre Schwester prüfend an. »Ist es das, was dir zu schaffen macht?« Lena nickte und presste ihre Lippen so stark zusammen, dass sie fast weiß